

Die Wahl der Qual

Ägypten Mubarak ist längst weg. Aber das Land kommt einfach nicht zur Ruhe. Der Zorn auf den regierenden Militärrat entlädt sich täglich auf dem Tahrir-Platz in Kairo. In dieser aufgewühlten Stimmung werden die Menschen nun an die Urne gebeten. Drei Kandidaten im Porträt

VON MARKUS SYMANK

Kairo Eigentlich sollte Mahmud Salem in diesen Tagen Türklinken putzen. Er sollte Reden halten und Hände schütteln. Stattdessen ist er wieder da, wo er schon vor zehn Monaten war, und tut, was er schon vor zehn Monaten tat: Gemeinsam mit Zehntausenden anderen Demonstranten steht er auf Kairos Tahrir-Platz und skandiert den altbekannten Revolutionschorus: „Nieder mit dem Regime, nieder mit dem Regime.“

„Ich kann keinen Wahlkampf führen, während hier Ägypter sterben“, sagt der bekannte Blogger und Parlamentskandidat. Seine Kampagne, in die seine fünf, sechs Mitarbeiter viele schlaflose Nächte der Vorbereitung steckten, hat er nach den neuerlichen Unruhen ausgesetzt. Salem weiß noch nicht einmal, ob er heute selbst wählen geht. Es scheint, als habe dem Revolutionär ausgerechnet eine Neuauflage des von ihm herbeigesehnten Volksaufstandes einen Strich durch die Rechnung gemacht.

Der einsame Revolutionär

Ohnehin hatte sich der Wahlkampf des politischen Neueinsteigers durchwachsen angelesen. Mit dem noblen Kairoer Vorort Heliopolis, in dem der 30-Jährige um einen der landesweit 778 Parlamentssitze kandidiert, haben die Szenen vom Tahrir-Platz, vom Tränengas und den todesmutigen Demonstranten nur wenig gemeinsam. Die Blogbeiträge des Wirtschaftswissenschaftlers, die bei der Massenmobilisierung gegen Mubarak eine wichtige Rolle spielten, hat hier kaum jemand gelesen.

Wer in Heliopolis lebt, gehört zur privilegierten Oberschicht Ägyptens, zur Wirtschaftselite, die sich mit dem alten Regime arrangiert hatte. Schon die Götter des alten Ägyptens sollen mit Vorliebe in der Stadt der Sonne residiert haben, und so tat es auch der letzte gottgleiche Pharao des Landes, Hosni Mubarak. Nun steht der prachtvolle Präsidentenpalast am südlichen Rand des Quartiers leer, doch die alte Machtelite ist noch nicht vertrieben. „Die Militärs lassen sich als Helden der Revolution feiern, während sie uns Aktivisten als Kriminelle verunglimpfen“, sagt Salem.

Da er sich als unabhängiger Kandidat gegen die Übermacht der etablierten Parteien keine Chance ausrechnete, trat Salem der liberalen Partei der freien Ägypter bei. Salem gibt unumwunden zu, dass bei seiner Entscheidung vor allem finanzielle Gründe eine Rolle spielten. Die Parteigründer, darunter der reichste Mann des Landes, Naguib Sawiris, haben keine Kosten gescheut. Ganze Häuserzeilen sind mit Wahlplakaten der freien Ägypter



Seit Monaten schaut die Welt auf den Tahrir-Platz in Kairo. Dort versammeln sich jeden Tag Zehntausende Demonstranten. Dort machen sie ihrem Ärger über den Militärrat Luft. Dort beten sie aber auch. Sicherlich auch heute – am ersten Tag der ägyptischen Parlamentswahl. Foto: Maja Hitij, ddpd

zugestraft, ihren Kandidaten ist in jeder Talkshow ein Platz sicher.

Salem, der sich mit seinem Dreitagebart und seinen ausgewaschenen T-Shirts schon rein äußerlich von den übrigen, stromlinienförmigen Kandidaten seiner Partei abhebt, wäre lieber einer „echten“ Revolutionspartei beigetreten, wie er sagt. Doch leider hätten zu wenige Aktivisten wie er den Sprung in die Politik gewagt. „Die führenden Köpfe der Revolution haben es versäumt, eine politische Plattform zu gründen, in der sich die jugendlichen Demonstranten wiederfinden können“, sagt er. Auch deshalb demonstrieren die Leute nun wieder.

Der siegesgewisse Islamist

Vom politischen Versäumnis der Liberalen dürften vor allem die Islamisten profitieren, die nach Ansicht vieler Experten auf einen überlegenen Wahlsieg zusteuern. Nur ein paar Kilometer südlich von Mahmud Salems Wahlkreis lässt sich die Partei „Freiheit und Gerechtigkeit“, der politische Arm der Muslimbruderschaft, schon feiern. Hunderte Anhänger der mitglieder-

stärksten Oppositionsbewegung ziehen durch die verwinkelten Straßen des heruntergewirtschafteten Quartiers Ghamra. Anwohner begrüßen sie mit „Allahu Akbar“-Rufen.

Angeführt wird der Wahlkampfzug von Ashraf Khalil, dem lokalen Parlamentskandidaten der Partei. Ein münzgroßes Gebetsmal auf seiner Stirn weist den Familienvater als frommen Muslim aus. Neben ihm läuft Magid Hassan Zumar, ein ranghohes Mitglied der Bruderschaft, das die vergangenen sechs Jahre hinter Gittern verbracht hat.

Die Wahl in Ägypten

- In Ägypten leben rund 50 Millionen Wahlberechtigte. Erstmals dürfen auch im Ausland lebende Landsleute wählen. Sie geben schon seit Mittwoch ihre Stimmen ab.
- In Kairo, Alexandria und weiteren sieben der insgesamt 27 Provinzen wird heute gewählt, die Stichwahlen sind hier am 5. Dezember. In neun weiteren Provinzen ist der erste Wahlgang am 14. Dezember, in den restlichen Regionen am 3. Januar.

Der Name Zumar ist jedem Kairoer ein Begriff: Sein Onkel war Anführer der Dschihad-Gruppe, die 1981 den damaligen Präsidenten Anwar Sadat wegen dessen säkularer Gesinnung ermordete. Der Gewalt hat die Muslimbruderschaft eine Absage erteilt, und von ihrer antiwestlichen Weltanschauung hat sie sich nach eigenen Angaben ebenfalls losgesagt. Das Ausland brauche keine Angst vor Ägyptens Islamisten zu haben, sagt Khalil: „Wir stehen für eine tolerante, weltweite Politik.“

Ein Blick auf die Mitgliederliste

lässt daran Zweifel aufkommen. Männer und Frauen marschieren getrennt. Letztere haben sich am Ende der Kolonne einsortiert und sind ausnahmslos verschleiert. Ein Begleitfahrzeug beschallt die Nachbarn mit Koranversen – ungeachtet des neuen Wahlkampfgesetzes, das religiöse Parolen untersagt. Ob sich die Partei damit bei der christlichen Minderheit Freunde macht? Ashraf Khalil versteht die Frage nicht. „Der Islam gewährt Andersgläubigen ihre vollen Rechte“, sagt er und schiebt vorsichtshalber nach: „Aber Ägypten ist eine religiöse Gesellschaft, das sollte sich in der Gesetzgebung widerspiegeln.“

Im konservativen Quartier Ghamra rennen die Islamisten mit solchen Aussagen offene Türen ein. „80 Prozent. Mindestens“, antwortet der 19-jährige Mechaniker Ali auf die Frage, wie viele seiner Bekannten ihre Stimme den Muslimbrüdern geben werden. Ali ist nicht besonders religiös, statt Rauschbier trägt er Rastazöpfe, und die Wochenenden verbringt er lieber beim Haschdealer um die Ecke als in der Moschee. Doch die Islamisten seien die Einzigen, die sich in den

vergangenen Jahren um die Quartierbewohner gekümmert hätten, die Schulen gründeten und Krankenhäuser bauten. „Welche andere Partei kann eine ähnliche Erfolgsbilanz vorweisen?“, fragt er.

Der reumütige Regimepolitiker

Die nationaldemokratische Partei des gestürzten Präsidenten Mubarak jedenfalls nicht. Dennoch rechnen sich viele ihrer ehemaligen Mitglieder gute Chancen aus, erneut ins Parlament einzuziehen. Zwar wurde ihre Partei aufgelöst, doch die alten Seilschaften zwischen Politikern und Wirtschaftsbossen lassen sich nicht so leicht durchtrennen. Besonders in den ländlichen Regionen des Niltals gelten die ehemaligen Mubarak-Politiker als größte Herausforderer der Muslimbrüder.

Einer von ihnen ist Fauzi Abu Seif, ein gertenschlanker, kettenrauchender Mittdreißiger, der einer angesehenen Politikerdynastie entstammt. Vater und Großvater waren jahrelang als Parlamentarier aktiv. Abu Seif selbst trat der Staatspartei Ende 2010 bei, nur Wochen vor der Revolution. „Wenn ich etwas in meinem Leben rückgängig machen könnte, dann das“, sagt er reumütig.

Ob sich der schwarze Fleck im Lebenslauf allzu negativ auf sein Wahlergebnis auswirken wird, ist fraglich. Denn an dem mehrheitlich aus bescheiden Bauernhöfen bestehenden Wahlkreis Quseia, in dem sich Abu Seif um ein Amt bemüht, sind die politischen Umwälzungen zu Jahresbeginn spurlos vorübergegangen. Kairo ist 350 Kilometer entfernt und die Revolution noch weiter weg. Die meisten Bewohner haben den Sturz Mubaraks als vom ihrem Alltag losgelöstes Ereignis im Fernsehen verfolgt.

Abu Seif hat sich zum Ziel gesetzt, das Misstrauen der Bauern zu brechen. Doch der weltmännisch auftretende Geschäftsmann wirkt wie ein Fremdkörper, wenn er in seinem Geländewagen mit den abgedunkelten Fensterscheiben an den Eselskarren seiner potenziellen Stimmbürger vorbeirauscht. Oder wenn er seine Reden mit englischen Ausdrücken garniert, wo die Mehrheit seiner Zuhörer doch nicht mal lesen und schreiben kann. Immerhin hat er sich die Unterstützung des einflussreichsten Imams im Ort gesichert. In Quseia geht allerdings das Gericht um, dass beim Moscheebesuch auch etwas Geld die Hände gewechselt haben soll.

Viele Bewohner jedenfalls bleiben skeptisch. Amir Shobaki, einer der Dorfältesten, will am Wahltag zu Hause bleiben. Seit Jahrzehnten höre er dieselben Versprechen, geändert habe sich nie etwas, sagt er: „Erst mal abwarten, ob die neuen Politiker so viel anders sind als die alten.“

Der Weiße mit der Kamera

Fotografie Jürgen Schadeberg wanderte mit 19 nach Südafrika aus. Er wurde zu einem der wichtigsten Apartheid-Chronisten. Mit 80 kehrte er zurück

VON KATHRIN KRATZER

Berlin Den Mann im Pyjama hat er nie vergessen. Als Jürgen Schadeberg den Auslöser drückt, blickt ihm der Schwarze direkt in die Kameralinse, so, wie er dasteht, im Dunklen, die Arme hinter dem Rücken verschränkt, im weiß-schwarz gestreiften Schlafanzug, direkt dahinter die Polizisten. Schadeberg ist in den 1950er Jahren der erste weiße Fotograf, der die Apartheid in Südafrika in Bildern festhält.

Als Polizei und Militär 1955 den vorwiegend von Schwarzen bewohnten Ort Sophiatown mitten in der Nacht räumen und die Bewohner aus den Betten holen, um sie an den Stadtrand von Johannesburg zu verfrachten, ist der Deutsche mit seiner Leica mittendrin. „Die Räumung ist mir besonders in Erinnerung geblieben“, sagt Schadeberg. Seit Juni lebt der heute 80-Jährige

wieder in seiner Geburtsstadt Berlin. An die Zeit in Südafrika denkt er oft zurück.

Schadeberg ist 19, als er aufs Schiff steigt und das unbekannte Land ansteuert. Der junge Fotograf will reisen, Neues erleben, raus aus dem Deutschland der frühen Nachkriegszeit. Doch er kommt vom Regen in die Traufe. „Ich hatte genug von den Nazis und in Südafrika waren sie schon wieder da“, erinnert er sich an die ersten Jahre, die schwierig sind. Schadeberg schlägt sich als freier Fotograf durch. „In Südafrika existierte noch kein Fotojournalismus“, erzählt er. Doch genau das ist es, was ihn interessiert. Schadeberg will Menschen fotografieren, so, wie sie leben, so, wie sie sind. Bei *Drum*, dem Magazin von Schwarzen für Schwarze, findet er seine Erfüllung.

Fortan stürzt sich der Deutsche in das schwarze Südafrika. „Die Schwarzen wussten so gut wie nichts

über ihre eigene Gesellschaft“, sagt Schadeberg. Mit ihm als Chef der Fotoabteilung und engagierten Reportern wie Henry Nxumalo entwickelt sich das Magazin bald zum Sprachrohr der ausgegrenzten Bevölkerung. Besonders in der Jazzmusik drücken die Menschen ihren Unmut über die Unterdrückung aus. Schadeberg spürt diesen Widerstandsgeist der Schwarzen auf, taucht ein in das pulsierende Nachtleben, knipst in Bars und Kneipen und auf den Straßen. Und er geht dorthin, wo es wehtut.

Als die Polizei im „Massaker von Sharpeville“ 69 Menschen erschießt, fotografiert Schadeberg bei der Trauerfeier. Es dauert nicht lange, und der junge Deutsche gerät ins Fadenkreuz der Staatspolizei. 1964 entschließt er sich schließlich, nach Europa zurückzukehren.

Was er mitnimmt, ist sein Interesse am Alltag der Menschen. Wie-



Ein Leben für die Schwarzen Südafrikas: Jürgen Schadeberg. Foto: dpa

der blickt er mit seiner Kamera mitten ins ungeschminkte Leben, auf staubige Straßen, in herunterge-

kommene Wohnblocks, verrauchte Kneipen und kahle Gefängniszellen. Auch die geteilte Stadt Berlin wird zum Motiv. „Mein Hauptinteresse galt immer dem gewöhnlichen Alltag der Menschen und weniger irgendeinem oberflächlichen Hype.“ Vielleicht ist es das, was seinen vorwiegend in Schwarzweiß gehaltenen Bildern immer auch ein Stück Melancholie verleiht.

Als Schadeberg 1985 wieder nach Südafrika geht, zieht es ihn dorthin, wo vom Aufbruch im Land nach dem Ende der Apartheid noch nichts zu spüren ist. In Kliptown, einem Teil des früheren Townships Soweto, dokumentiert er mit seiner Kamera, wie die Menschen abseits der Öffentlichkeit leben, oft in staubigen Hütten ohne Wasser und Strom. „Zwar sind die Schwarzen offiziell nicht mehr unterdrückt, aber Armut und Krankheiten gibt es noch immer“, sagt Schadeberg.

Um die Welt geht ein anderes seiner Bilder. Nelson Mandela blickt durch die Gitterstäbe seiner ehemaligen Gefängniszelle auf Robben Island, als Schadeberg ihn ablichtet. Er hat den ersten schwarzen Präsidenten Südafrikas und ehemaligen Anti-Apartheid-Kämpfer schon als jungen Anwalt porträtiert. Als Mandela 1994 an den Ort seiner 27 Jahre dauernden Gefangenschaft zurückkehrt, darf Schadeberg ihn im Presstross begleiten. „Er ist einfach in dieser Pose in der Zelle stehen geblieben“, erinnert sich der Fotograf. Ein Porträt Mandelas steht auch in Schadebergs Altbauwohnung in Berlin. Loslassen wird ihn Südafrika auch in seiner Geburtsstadt nicht.

Ausstellung Jürgen Schadebergs Bilder sind noch bis zum 15. Januar im Willy-Brandt-Haus in Berlin zu sehen. Die Werkschau zeigt eine Auswahl seiner Arbeit aus sieben Jahrzehnten.